Christiane Reinecke, Thomas Mergel (Hg.)

Das Soziale ordnen

Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert

Eigene und Fremde Welten

campus

© Campus Verlag GmbH

Eigene und fremde Welten
Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel

Herausgegeben von Jörg Baberowski, Stefan Beck, Vincent Houben, Gabriele Metzler und Thomas Mergel für den Sonderforschungsbereich 640 »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel – Interkulturelle und intertemporale Vergleiche« an der Humboldt-Universität zu Berlin

Band 27

Christiane Reinecke, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.

Thomas Mergel, Dr. phil., ist Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Humboldt-Universität zu Berlin.

© Campus Verlag GmbH

Christiane Reinecke, Thomas Mergel (Hg.)

Das Soziale ordnen

Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.
ISBN 978-3-593-39787-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlagmotiv: Geografen bei der Vorbereitung des US Census von 1950. Werbefoto des U.S. Census Bureau für die Publikation: Frank W. Hubbard, »We Count in 1950: A U.S. Census Handbook For Elementary School Teachers«, Washington 1950.
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.
www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Das Soziale vorstellen, darstellen, herstellen: Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert 7
Christiane Reinecke und Thomas Mergel

Das Soziale darstellen: Bilder und visuelle Strategien

Visuelle Strategien und Bildabstinenz: Varianten im Verhältnis von Soziologie und Sozialreform in den USA und in Deutschland, 1890–1920 33
Marcus Gräser

Die Darstellbarkeit von Ordnung: Soziologischer Ikonoklasmus im 20. Jahrhundert 53
Felix Keller

Bilder der US-amerikanischen und der deutschen Sozialstruktur 91
Eva Barlösius

Das Soziale ordnen: Kategorien und Praktiken

»Fact Finder for the Nation«: Die Entdeckung des Babybooms im *U.S. Census* von 1940 123
Johanna A. Brumberg

»The Ending of Poverty«? Altersarmut und Sozialwissenschaften in Großbritannien, 1930–1965 155
Cornelius Torp

© Campus Verlag GmbH

»Promoting Racial Harmony«: *Race relations*-Forschung und soziale Ungleichheit in Großbritannien in den 1950er bis 1960er Jahren 183
Reet Tamme

Wo das Soziale wohnt: Urbane Geographien und die Verortung sozialer Ungleichheit in den westdeutschen Sozialwissenschaften 219
Christiane Reinecke

Das Soziale gestalten: Sozialwissenschaftliche Expertise im politischen Kontext

Die Karriere eines erfolgreichen Konstrukts: Die Genese der »Sozialwissenschaften« in Deutschland und den USA 253
Roberto Sala

Die Verwissenschaftlichung des Alters in den grauen Gesellschaften Westdeutschlands und Großbritanniens 281
Nicole Kramer

Soziale Ungleichheit als Problem der DDR-Soziologie 307
Thomas Mergel

Experten – Dynamiken zwischen Wissenschaft und Politik 337
Ariane Leendertz

Autorinnen und Autoren 371

© Campus Verlag GmbH

Das Soziale vorstellen, darstellen, herstellen: Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert

Christiane Reinecke und Thomas Mergel

Im Sommer 1959 bat ein Photograph der Zeitschrift *National Geographic* die 298 Bewohnerinnen und Bewohner der US-amerikanischen Kleinstadt Poolesville, vor die Tür zu treten und sich in der Stadtmitte zu sammeln, um sich von einem Helikopter aus photographieren zu lassen. Sie trügen auf diese Weise dazu bei, erklärte das Magazin, eine »trockene Statistik in Fleisch und Blut« zu verwandeln, denn ihre Zahl repräsentiere den Bevölkerungszuwachs, den die Vereinigten Staaten jede Stunde – genauer: alle 54,6 Minuten – erführen.[1] Das Bild der versammelten Bewohner von Poolesville diente als Aufmacher einer Photoreportage, die sich mit der Durchführung des *US Census* von 1960 als zentralem Projekt zur Erfassung von Daten über die US-Bevölkerung befasste. Den Census präsentierte das Magazin als Abenteuer, bei dem eine Armee von 160 000 Interviewern keine Mittel und Wege scheute, mittels Jeep, Fähre, Helikopter oder Hundeschlitten auch wirklich jeden Bewohner der USA zu erfassen und damit das »Interesse der Nation an sich selbst« zu befriedigen. Die Reportage ging auf die einzelnen Schritte der Erstellung von Fragebögen ebenso ein wie auf die Durchführung der Befragung und ihre Auswertung mit Hilfe von Zählmaschinen. Jahr für Jahr, schloss der Artikel, zeichne das *Census Bureau* auf diese Weise ein Porträt, das für Amerikaner von besonderer Anziehungskraft sei, da es, wie das Spieglein an der Wand im Märchen, »uns zeigt, wie wir sind«.[2]

Sozialwissenschaftliches Wissen braucht Vergegenständlichungen, die das, was die Sozialwissenschaftler beschreiben, in Bilder übersetzen. Sie machen das darstellbar, was man sich unter einer sozialen Realität vor-

1 Albert W. Atwood & Lonnelle Aikman, »Census 1960: Profile of the Nation«, in: *National Geographic* (November 1959), S. 697–714.

2 Ebd., S. 714.

© Campus Verlag GmbH

stellt. Damit aber sind sie Teil eines Konstruktionsprozesses: In den sozialwissenschaftlichen Abstraktionen, den statistischen, graphischen und exemplarischen Vergegenständlichungen wird das, was wir uns unter sozialer Ordnung vorstellen, überhaupt erst greifbar. Aus einer amorphen Menge von vielen Menschen wird »Gesellschaft«, eine geordnete Wirklichkeit, die nicht nur den Objekten der Beobachtung einen Platz zuweist, sondern in der auch der Beobachter selber einen Ort findet. Es ist aber ihre innere Differenziertheit, die Gesellschaft ausmacht. Wären alle gleich, könnte man »Gesellschaft« nicht beschreiben. Gesellschaften wiederum brauchen, um sich selbst als solche zu begreifen, einen Beobachter (der als »Spieglein an der Wand«, als ein externer Beobachter imaginiert wird, was er freilich nicht ist – er ist immer auch Teil dieser Gesellschaft). Um sich darüber zu verständigen, was »das Soziale« ist, zu dem sie gehören, und welche Position sie darin einnehmen, greifen die Mitglieder einer Gesellschaft auf Beobachtungen – auf »Erzählungen über Gesellschaft« – zurück.[3] Damit trägt die Beobachtung des Sozialen zu dessen Herstellung bei: Sie stellt Narrative, Semantiken und Visualisierungen für die Verständigung über das Soziale zur Verfügung.[4] Vorstellungen vom Aufbau einer Gesellschaft sind nur dann wirkmächtig, wenn sie kommunizierbar sind. Auf die eine oder andere Weise müssen sie dargestellt werden. Zu solchen Darstellungsformen gehören sprachliche Beschreibungen, die eine Geschichte in der Zeit erzählen, ebenso wie in mathematisierte oder graphische Formen übersetzte Repräsentationen. Diese Darstellungen liefern Blaupausen für die Verständigung sozialer Gruppen über sich selbst und beeinflussen deren Handlungsweise. Eine Gesellschaft, die sich nach einem fluiden Muster von Unterschicht, Mittelschicht und Oberschicht beschreibt, wird anders funktionieren als eine Gesellschaft, die sich als kontrastive Klassengesellschaft versteht, in der sich Ausbeuter und Ausge-

3 Zu den verschiedenen Formen des Erzählens über Gesellschaft vgl. u.a. die luzide Analyse von Howard S. Becker, *Telling about Society* (Chicago: University of Chicago Press, 2007).

4 Wir gehen hier nicht näher auf Luhmanns Punkt ein, wonach auch die Beobachter ihrerseits Beobachtungen beobachten, und dass wir es deshalb immer mit Beobachtungen zweiter Ordnung zu tun haben. Dies versteht sich heute von selbst, ist aber nicht zentral für die hier verfolgten Fragestellungen. Hierzu vgl. Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990), bes. S. 68–121.

© Campus Verlag GmbH

beutete feindlich gegenüber stehen – denn die Menschen, wenn sie diese Beschreibungen wirklichkeitsnah finden, handeln auch danach.[5]

Die Sozialwissenschaft nimmt eine solche Position des Beobachters, der gleichzeitig soziale Realitäten schafft, in exemplarischer Weise ein.[6] Klassen oder Schichten gibt es ja nicht schon von Natur aus, sondern nur als Beobachtungsvariablen, die dadurch plausibel werden, dass sie bei vielen die Vorstellung von Gesellschaft strukturieren. Hier setzt die Aufgabe an, die sich dieser Band gestellt hat: Er will die sozialwissenschaftliche Beobachtung sozialer Differenz in Gesellschaften des 20. Jahrhunderts als einen konstruktiven – man könnte auch sagen: produktiven – Prozess beschreiben. Indem er zurückgreift bis in die Anfänge der modernen Sozialwissenschaft, möchte er gleichzeitig einen Beitrag zur Historisierung der Sozialwissenschaft und ihrer Kategorien leisten. Beschreibungen von Gesellschaft wandeln sich, und zwar nicht nur in dem Sinn, dass Gesellschaften sich selber ökonomisch oder politisch wandeln. Vielmehr ändern sich die Perspektiven, mit denen man auf eine soziale Ordnung blickt, und damit ändert sich auch die soziale Ordnung selber. Sozialwissenschaft stellt insofern nicht einfach nur dar, was »ist«. Vielmehr lassen sich ihre Strukturierungsbemühungen von vorgängigen Vorstellungen von »guter Gesellschaft« (oder ihrem Gegenteil) anleiten.

Der Begriff der sozialen Differenz meint im Folgenden nicht allein die (vertikale) Anordnung von Gesellschaft nach Klassen oder Schichten, sondern die Einteilung anhand verschiedener sozialer (horizontaler) Klassifizierungen wie g*ender*, *race*, Sexualität oder Alter. Gerade die jüngere Forschung hat auf die Verknüpftheit solcher Differenzbestimmungen hingewiesen und deutlich gemacht, dass es die Verflechtung oder »Intersektionalität« der verschiedenen Dimensionen individueller Zuge-

5 Vgl. hierzu David Cannadine, *Class in Britain* (New Haven: Yale University Press, 1998).

6 Vgl. dazu u.a. Peter A. Berger, »Die Herstellung sozialer Klassifikationen: Methodische Probleme der Ungleichheitsforschung«, in: *Leviathan* 16 (1988), S. 501–520. Zu der Frage, wie »die Soziologie den semantischen Haushalt der modernen Gesellschaft verändert hat«, vgl. auch André Kieserling, *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie des soziologischen Wissens* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004), hier S. 11. Für eine historische Sicht siehe Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert* (München: Beck, 2000).

© Campus Verlag GmbH

hörigkeit ist, die über die Positionierung im sozialen Raum bestimmt.[7] Nicht aus ›Mittelschicht‹, ›Mann-Sein‹ und ›Weiß-Sein‹ allein, sondern aus der komplexen Kombination der unterschiedlichen Zuordnungen erwächst die Position der Einzelnen und das gesamte System sozialer Ungleichheit. Die Mitglieder jeder Gesellschaft sind dabei untereinander immer in fundamentaler Weise ungleich, und inwieweit diese Ungleichheit als ein Skandalon empfunden wird, als selbstverständlich (oder unausweichlich) genommen oder vielleicht gar nicht bemerkt wird, ist für sich eine Frage, der historisch nachzugehen wäre. Der Begriff der »sozialen Differenz« will jedenfalls dem polemischen Akzent entgehen, den der Begriff der Ungleichheit transportiert, der ja immer ein wenig sagen will, dass es sich um ein (aufzuhebendes) Unrecht handle. »Soziale Differenz« bezieht sich allgemeiner auf das Angeordnetsein von »Gesellschaft«, während die Rede von »Ungleichheit« stärker eine Problematisierung der sozialen Ordnung durch die Zeitgenossen erfasst. Daran, dass die Menschen ungleich*artig* sind und dass sich das auf Gleichheit und Ungleichheit auswirkt, kann indes kaum ein Zweifel bestehen. Keiner hat den gleichen Zugriff auf Ressourcen wie sein Nachbar, und insofern ist jeder in irgendeiner Weise bevorteilt oder benachteiligt. Frauen, Bauern, Übergewichtige, Hochbegabte: in irgendeiner Weise unterscheidet sich jeder so von den anderen, dass daraus eine unterschiedliche Verfügung über Ressourcen erwächst. Insofern ist die Grenze zwischen »sozialer Differenz« (als Angeordnetsein von Gesellschaft) und »sozialer Ungleichheit« (als System ungleicher Ressourcenverfügung) durchaus fließend.[8] Die

7 Für einen der Gründungtexte in diesem Feld siehe Kimberle Crenshaw, »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: *The University of Chicago Legal Forum* (1989), S. 139–167. Zum aktuellen Stand der Debatte vgl. u.a. Ina Kerner, »Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus«, in: *Feministische Studien* 27 (2009), S. 36–50; Cornelia Klinger, Gudrun Axeli-Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (Frankfurt am Main: Campus, 2007); sowie stärker praxisorientiert Gabriele Winker & Nina Degele (Hrsg.), *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, (Bielefeld: Transcript, 2009).

8 Siehe dazu auch Heike Solga, Peter A. Berger & Justin Powell, »Soziale Ungleichheit – Kein Schnee von gestern! Eine Einführung«, in: *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*, hrsg. von Solga, Berger & Powell (Frankfurt am Main: Campus, 2009), S. 11–46, hier v.a. S. 15. Zu den unterschiedlichen Theorietraditionen von

© Campus Verlag GmbH

Beiträge des vorliegenden Bandes gehen bei ihrer Auseinandersetzung mit Differenz und Ungleichheit allerdings vorrangig von den zeitgenössischen gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen und individuellen Selbstverortungen aus. Sie rücken in erster Linie die Frage in den Blick, wie soziale Differenz in wechselnden historischen Kontexten vorgestellt, dargestellt und hergestellt wurde.

Im Einklang mit der gegenwärtigen wissenschaftshistorischen Diskussion setzen die Autorinnen und Autoren dabei an, dass Sozialwissenschaft nicht einfach eine vorhandene Realität beschreibt, sondern sie je historisch auch selber generiert. Der Dreischritt von der *Vorstellung* über die *Darstellung* zur *Herstellung* verweist nicht auf eine zeitliche Abfolge, sondern auf Dimensionen der Konstruktion von Wirklichkeit, wie sie immer neben- und ineinander verknüpft ablaufen. Mehr noch: die einzelnen Beiträge versuchen zu zeigen, wie sozialwissenschaftliche Diskussionen die politischen Parameter angeleitet haben, nach denen Gesellschaft als ein zu ordnendes, weil problematisches Wesen begriffen wurde. »Das Soziale ordnen« – das ist in der Sozialwissenschaft immer eine doppelte Aufgabe gewesen: einerseits abstrakte Kategorien vorzuschlagen, nach denen Gesellschaft in ihrer Strukturiertheit begriffen werden könne. Andererseits: in einem normativen Sinn Momente von Un-Ordnung zu identifizieren, von Problemlagen und Lösungsbedarf, und insofern eine Agenda vorzuschlagen für die Politik und alle, die sonst Gesellschaft in Ordnung bringen wollten. Mit beidem beschäftigen sich die Beiträge dieses Bandes, und beide Aufgaben erscheinen in den jeweiligen Diskussionen als aufeinander bezogen.

Was »das Soziale« ist und was »sozial« als Adjektiv bezeichnet, steht in aktuellen Debatten zunehmend als offene Frage im Raum. Die im Zuge dessen an die Neue Kulturgeschichte gerichtete Kritik, dass Begriffe wie »das Soziale« und »die Gesellschaft« zu wenig historisiert und auf ihre Funktion hin befragt würden, erscheint durchaus berechtigt.[9] Man kann in diesem Zusammenhang der Aufforderung des französischen Wissenstheoretikers Bruno Latour folgen, das Soziale nicht als gegeben

(systemischer) Differenzierungstheorie und Theorien sozialer Ungleichheit sowie zum Versuch, beide zusammen zu denken vgl. Thomas Schwinn, *Soziale Ungleichheit* (Bielefeld: Transcript, 2007).

9 Patrick Joyce, »What is the Social in Social History?«, in: *Past and Present* 206 (2010) 1, S. 213–248.

© Campus Verlag GmbH

und deshalb als Explanans, sondern dessen Formierung als Explanandum zu untersuchen.[10] Latour selbst interessiert sich besonders für die Stabilisierung sozialer Beziehungen über das Materielle. Er geht bei seiner Suche nach dem Sozialen, nach Akteuren und Netzwerken, in erster Linie von Praktiken aus, um so die Prozesshaftigkeit sozialer Formationen hervorzuheben und das häufig statische und reifizierende Reden von Strukturen zu verflüssigen. Daran orientiert, greift der vorliegende Band zentrale Forderungen aus dem weiteren Umfeld der Wissenssoziologie und -geschichte auf, die sich um zwei Schlagworte gruppieren lassen: das der Produktion und das der Zirkulation.[11] Denn zum einen hat die neuere Wissensforschung ihren Fokus deutlich verschoben, weg von der Frage nach den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung und stattdessen hin zu deren Durchführung, zu den Orten und Instrumenten der Wissensgenerierung.[12] Nicht mehr so sehr die »Errungenschaften«, sondern die spezifischen Arbeitsweisen der Wissenschaft sind ins Zentrum des Interesses gerückt und stützen die These von der fundamentalen Konstruiertheit wissenschaftlichen Wissens. Zum anderen verdeutlichen aktuelle wissenssoziologische und -historische Arbeiten die Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlichen Verfahren und anderen Handlungsfeldern. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat diese Wirkungen in erster Linie unter dem Stichwort der »Ver-« oder »Durchwissenschaftlichung« analysiert.[13] Beide Begriffe suggerieren allerdings eine Bewegung, die

10 Siehe hierzu v.a. Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2010).

11 Philipp Sarasin, »Was ist Wissensgeschichte?«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (2011), S. 159–172. Zum Stand der aktuellen Debatte vgl. auch Wolfgang Kaschuba (Hrsg.), Wissensgeschichte als Gesellschaftsgeschichte, *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008).

12 Zur praxeologischen Ausrichtung der aktuellen Wissensforschung siehe den Überblick bei Hans-Jörg Rheinberger, *Historische Epistemologie zur Einführung* (Hamburg: Junius, 2007), S. 119–130.

13 Die Analyse von Verwissenschaftlichung und Expertentum orientiert sich in Deutschland maßgeblich an den Beiträgen von Lutz Raphael. Siehe v.a. Lutz Raphael, »Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 165–193. Den Begriff der Durchwissenschaftlichung siehe bei Margit Szöllösi-Janze, »Wissensgesellschaft in Deutschland: Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004), S. 277–313, S. 281.

© Campus Verlag GmbH

von den Wissenschaften ausgeht. Von einer Zirkulation von Wissen zu reden, ist dagegen insofern stimmiger, als damit das Wechselverhältnis deutlich wird, in dem Wissenschaft, Politik und Medien zumindest in demokratischen Gesellschaften zueinander stehen.

Folgt man vorhandenen Studien, die sich mit der Geschichte von Verwissenschaftlichung und *social engineering* befassen, dann gewannen Sozialwissenschaftler als Experten für sozialpolitische Fragen – nach einer frühen Phase sozialreformerisch motivierter Erhebungen und der Etablierung der Soziologie und verwandter Fächer als universitären Disziplinen – im 20. Jahrhundert vor allem seit den 1920er Jahren an Einfluss. Mit dem Siegeszug der empirischen Sozialforschung seit den 1940er Jahren und im Zuge der Planungseuphorie der 1960er Jahre erweiterte sich dieser Einfluss sozialwissenschaftlicher Experten noch.[14] Die 1970er Jahre markieren in diesem Zusammenhang insofern eine Zäsur, als die Zweifel an den Möglichkeiten von Wissenschaft, wahre Aussagen zu treffen, stiegen, während zugleich immer mehr Institutionen auf Experten zurückgriffen und konkurrierende Expertisen einander gegenübergestellt wurden. Begleitet wurde diese Entwicklung von einer Medialisierung sozialwissenschaftlichen Wissens, die nicht allein im Dienste wissenschaftlicher Erklärungsansprüche stand, sondern die auch durch den Anspruch der (und Erwartungen an die) Medien auf eine »objektive« Berichterstattung gespeist wurden.[15] Die Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit intensivierten sich, wie Ariane Leendertz in ihrem Beitrag argumentiert. Allerdings bilden die frühen 1970er Jahre bislang meist den

14 Ebd. Für das Dispositiv des s*ocial engineering*, das Thomas Etzemüller als »Kombination von Sozialtechnologien, einem Ordnungsmodell und einem dezidierten Gestaltungsimperativ« charakterisiert, sieht er die Hochphase in der Zeit vom Ersten Weltkrieg bis etwa zum Beginn der 1960er Jahre. Thomas Etzemüller, »*Social Engineering* als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze«, in: *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, hrsg. von Thomas Etzemüller (Bielefeld: Transcript, 2009), S. 11–39, S. 30.

15 Vgl. hierzu etwa: Jürgen Link, »Das ›normalistische Subjekt‹ und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten«, in: *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, hrsg. von David Gugerli & Barbara Orland (Zürich: Chronos, 2002), S. 107–128 sowie Jakob Tanner, »Wirtschaftskurven. Zur Visualisierung des anonymen Marktes«, in: ebd., S. 129–158.

© Campus Verlag GmbH

Schlusspunkt wissenshistorischer Studien[16]; auch konzentrieren sich die meisten Arbeiten auf einen nationalen Zusammenhang und ignorieren die schon früh einsetzende internationale Kommunikation in diesem Feld.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes versuchen, einige dieser Leerstellen mit Fallstudien zu füllen, die sich auf (West-)Europa und die USA während des 20. Jahrhunderts konzentrieren. Sie spannen einen weiten Bogen von den Anfängen sozialwissenschaftlicher Expertenkulturen und Beschreibungsmuster am Ende des 19. Jahrhunderts, als die Sozialwissenschaft immer auch als eine praktisch reformierende Disziplin gesehen wurde, bis zum späten 20. Jahrhundert, als Sozialwissenschaftler sich in einer doppelten Drucksituation sahen: einerseits wissenschaftlichen Selbstzweifeln ausgesetzt, andererseits mit den Verwertungszwängen vor allem von Seiten der Politik konfrontiert, die damit ihrerseits Legitimitätsprobleme bekämpfen wollte.

Vorstellungen des Sozialen

Die Vorstellungen, nach denen Sozialwissenschaftler (vor allem westliche) Gesellschaft ordneten, zirkulierten lange um ein vertikales Muster von Oben und Unten. Der amerikanische Wissenssoziologe Barry Schwartz hat argumentiert, dass vertikale Differenzierungsmuster geradezu anthropologische Konstanten darstellen und dies im Anschluss an den französischen Funktionalismus auf die menschliche Präferenz für binäre

16 Siehe etwa Alexander Nützenadel, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005); Benjamin Ziemann, *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975*, (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007). Nolte, *Ordnungen*, a. a. O. (Anm. 6) bezieht sich ebenfalls vornehmlich auf die ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts. Selbst die Studie von Anja Kruke, *Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland. Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949–1990* (Düsseldorf: Droste, 2007) hat ihren Schwerpunkt in den 1950er und 1960er Jahren. Siehe allerdings, mit einem dezidierten Fokus auf den 1970er und 1980er Jahren, die Beiträge in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010).

© Campus Verlag GmbH

Denkformen zurückgeführt.[17] Auch die geschlechtercodierte Differenzierung ist ein solches binäres Ordnungsmuster. Zugleich kann man, etwa im Anschluss an Margaret Meads berühmte Unterscheidung in präfigurative, kofigurative und postfigurative Gesellschaften, auf die tiefgehend kulturellen Prägungen der Vorstellungen von sozialer Differenz in einer Gesellschaft hinweisen und deshalb auch andere, fluidere, weniger kontrastive Ordnungsmuster für möglich halten.[18] Mead sieht die Strukturierung einer Gesellschaft vor allem nach generationalen Gesichtspunkten und fragt danach, von wessen Wissen eine Gesellschaft abhängig ist: von den Alten, weil sie durch ihre lange Erfahrung einen Vorsprung haben, oder von den Jungen, weil die Welt sich so schnell verändert, dass mit dem Wissen der Alten nichts mehr anzufangen ist. Diese Theorie ist in hohem Maß an der Beobachtung außereuropäischer, vorindustrieller Gesellschaften geschult. Für die von der westlichen Modernisierungsdynamik des 19. Jahrhunderts geprägten Gesellschaften war hingegen ein vertikales Muster leitend, das nach Arm und Reich differenzierte und im Extremfall tatsächlich binär dachte. Marx' Klassenkampfkonzept von einer herrschenden, reichen Bourgeoisie und einem armen, unterdrückten Proletariat, zwischen denen die Mittelklassen am Ende zerrieben würden, bildete die Folie für diese Gesellschaftsbilder. Doch die Vorstellung von einer derart eindimensional differenzierten Ordnung (die ja eigentlich insofern Un-Ordnung war, als sie auf ihren eigenen Untergang hintrieb) geriet in dem Maß in Schwierigkeiten, in dem man weitere Konfliktlinien entdeckte; *gender* etwa, *race* oder Alter. Hinzu kam die Erkenntnis, dass auch vertikale Ordnungsmuster sich aus mehrdimensionalen Zuordnungskriterien zusammen setzten, die im Allgemeinen keine einheitliche Ordnung ermöglichten: Die Höhe von Einkommen und Vermögen ist in dieser Sicht mit dem Prestige des Berufs ebenso wenig in Einklang zu bringen wie Ehrenämter oder die familiäre Herkunft eine soziale Schätzung verbürgen mögen, die von Einkommen und Vermögen absieht. Max Webers Gesellschaftsvorstellung etwa war tief von der Idee durchdrungen, dass am Ende die soziale Schätzung den entscheidenden Part spiele, und

17 Barry Schwartz, *Vertical Classification: A Study in Structuralism and the Sociology of Knowledge* (Chicago: University of Chicago Press, 1981).

18 Margaret Mead, *Culture and Commitment. A Study of the Generation Gap* (Garden City, NY: Natural History Press, 1970).

© Campus Verlag GmbH

Pierre Bourdieus Theorie von den unterschiedlichen Kapitalsorten, die eine räumliche Klassenordnung ermöglichen, hat dieses Problem in eine postindustrielle Klassentheorie eingebaut.[19]

Die Armen, die Unterschichten spielten in den Vorstellungen der Sozialwissenschaftler bis weit in das 20. Jahrhundert hinein eine besondere Rolle als die »ganz Anderen«. Das intensive Nachdenken über sie kann man deuten als eine Sublimation der bürgerlichen Angst vor der Revolution, unlösbar verquickt mit der Sorge des paternalistischen, später des Sozialstaats um die – möglicherweise gefährlichen – Benachteiligten. Es scheint aber, als ob dieser Blick »von oben« spätestens Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend ersetzt wurde durch einen »zentrierten« Blick, der eine Vision der Gesellschaft als Mittelstandsgesellschaft ohne weitergehende Differenzen nach oben oder unten hatte und eine in sich ausgeprägte Homogenität unterstellte. Interessanterweise hat diese Vision gesellschafts- und blockübergreifend Überzeugungskraft bewiesen. Das Konzept der »sozialistischen Menschengemeinschaft« von Ulbrichts DDR legt das jedenfalls nahe.[20] Und Schelskys These von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft beschreibt wissenschaftlich, was 1940 eine viel zitierte Umfrage der Zeitschrift *Fortune* zeigte, wonach sich, vor die Wahl zwischen *upper*, *middle* und *lower class* gestellt, 79% der befragten US-Amerikaner der *middle class* zuordneten.[21]

Es entbehrt deshalb nicht einer gewissen Logik, dass, nachdem die frühe Soziologie zunächst eng mit sozialreformerischen Projekten verschränkt war und ein besonderes Interesse an Armut und sozialen Problemlagen hatte, dies für die Mitte des 20. Jahrhunderts weniger galt. Der Aufstieg der umfragebasierten empirischen Sozialforschung mit ih-

19 Pierre Bourdieu, *Sozialer Raum und »Klassen«. Leçon sur la leçon* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985).

20 Vgl. Stefan Wolle, *Der Traum von der Revolte. Die DDR 1968* (Berlin: Links, 2008), S. 46 ff.

21 »*The People of the United States – a Self Portrait*«, in: *Fortune* 21 (Februar, 1940), S. 14. Diese Umfrageergebnisse waren nicht unumstritten: Richard Centers kam bei einer 1945 durchgeführten Befragung zu dem Schluss, dass sich, vor die Wahl zwischen vier Kategorien inklusive der *working class* gestellt, lediglich 43 Prozent der Befragten der *middle class* zugehörig fühlten, während sich 51 Prozent als *working class* sahen. Richard Centers, *The Psychology of Social Classes* (Princeton: Princeton University Press, 1949), S. 77; Heinz Eulau, »Class Identification and Projection in Voting Behavior«, in: *The Western Political Quarterly* 8 (1955), S. 441–452.

© Campus Verlag GmbH

rem Interesse am Durchschnittlichen und (statistisch) »Repräsentativen« und mit ihrer Handhabung statistischer »Normalverteilungen« ging mit einem erhöhten Interesse an der Mitte und am wachsenden Mittelstand moderner Gesellschaften einher.[22] Dass, wie Johanna Brumberg in ihrem Beitrag zeigt, die Ausrufung eines Babybooms in den USA der 1950er Jahren auch dadurch zustande kam, dass Bevölkerungswissenschaftler der Fertilität der »weißen« Mittelklasse mehr Bedeutung zumaßen als der Geburtenrate der *lower classes* und der »nichtweißen« Amerikaner, ist für diesen Fokus auf die gesellschaftliche Mitte als »Normalität« charakteristisch.

Während gegenüber derart zentrierten Gesellschaftsbildern die Vorstellung einer klar nach Klassen gegliederten, zwei- oder dreiteiligen hierarchischen Ordnung an Bedeutung verlor, differenzierte sich die Beschreibung sozialer Ungleichheit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus. Sie wurde mehrdimensionaler: Formen der horizontalen Ungleichheit sowie die Frage nach Inklusion und Exklusion, nach Innen und Außen gewannen an Bedeutung. Zunehmend war es nicht mehr die Konfrontation von Arbeiterklasse und herrschender Klasse, die im Mittelpunkt stand, sondern es waren sich überlappende Lagen, Milieus und Lebensstile sowie die Frage nach der Bedeutung von *gender*, Ethnie oder Alter für die Stellung von Personen und Gruppen. Soziale Probleme wurden im Zuge dieser Ausdifferenzierung der Beschreibung zu Problemen spezifischer Gruppen. Pluralisierung und Individualisierung wurden zu zentralen Stichworten der Analyse sozialer Strukturen.[23] Statt der Armut der Unterschicht geriet nun die Armut von Alten, allein erziehenden

22 Vgl. Sarah E. Igo, *The Averaged American. Surveys, Citizens, and the Making of a Mass Public* (Cambridge: Harvard University Press, 2007). Siehe auch den historisch sehr weit gespannten ideengeschichtlichen Blick auf wechselnde Konzeptionen der (gesellschaftlichen wie politischen) »Mitte« bei Herfried Münkler, *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung* (Berlin: Rowohlt, 2010).

23 Zu diesem Prozess aus soziologischer Sicht: Peter A. Berger, »Klassen und Klassifikationen. Zur ›neuen Unübersichtlichkeit‹ in der soziologischen Ungleichheitsdiskussion«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39 (1987), S. 59–85. Zu den – über Deutschland hinaus – einflussreichsten Analysen in diesem Zusammenhang gehört: Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986). Vgl. auch: Rainer Geißler, *Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur gesellschaftlichen Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland* (Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1992), S. 63–72.

© Campus Verlag GmbH

Frauen oder Langzeitarbeitslosen in den Blick der sozialwissenschaftlichen Forschung. Es war die Verschränkung von ethnischer Zugehörigkeit und sozialer Benachteiligung, wie sie die britische *race relations*-Forschung in den 1950er und 1960er Jahren zum Thema machte, auf die Reet Tamme in ihrem Beitrag eingeht. Oder es war der Verweis auf marginalisierte Milieus von sozial benachteiligten Migranten oder »Alten, Armen und Ungebildeten« in der Stadtsoziologie der 1970er Jahre, wie ihn Christiane Reinecke behandelt. Dabei wies die Forschung zur sozialen Ungleichheit zwar auf schwärende Wunden hin, musste aber, anders als die marxistische Klassenkampftheorie, der Gesellschaft nicht mehr ihren eigenen Untergang prophezeien. Die »Intersektionalisierung« sozialer Differenz, die spezifische, untereinander kombinierbare Merkmale identifizierte, löste die Oben-Unten-Struktur in ein System von mehr oder weniger nebeneinander stehenden, zwar »problematischen«, aber doch identifizier- und polizierbaren Gruppen auf.

Darüber hinaus wurde der Prozess des Ordnens von Gesellschaft zum Ende des 20. Jahrhunderts hin reflexiver. Dass Klassifizierungen selbst Differenz erzeugen können, wurde in der politischen Öffentlichkeit ebenso wie in den Kultur- und Sozialwissenschaften verstärkt diskutiert. Die Beschreibung des Sozialen wurde selbst zu einem politischen Konfliktfeld; sie wurde zu einem Streitobjekt. Dass die Kritik an verallgemeinernden oder naturalisierenden Kategorien (vor allem im Schlepptau neuer sozialer Bewegungen) Gehör fand, führte wiederum dazu, dass sich die Beschreibungskategorien vervielfältigten. Auch um der Selbstbeschreibung und den komplexen Zugehörigkeiten von Personen und Gruppen besser gerecht zu werden, fächerte sich die Beschreibung sozialer Differenz weiter aus.

Zugleich wurde im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts mit sozialer Ungleichheit erneut ein erhöhtes Konfliktpotential verbunden. Man mag das mit einer zunehmenden Unsicherheit der westlichen Gesellschaften über ihre eigene Zukunft in Relation setzen. Die Rede von einer »neuen Armut«, von wachsender Polarisierung und Marginalisierung, wie sie seit den 1980er Jahren in Westeuropa an Einfluss gewann, verband sich mit der Warnung vor gesellschaftlichen, potentiell systemgefährdenden Spannungen. Mit der Krise des keynesianischen Wohlfahrtsstaates, dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit und der Erosion des »Normalarbeitsver-

© Campus Verlag GmbH

hältnisses« im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts rückten soziale Risiken, wie Arbeitslosigkeit und prekäre Einkommensverhältnisse in den Fokus, die sämtliche Mitglieder der Gesellschaft und damit maßgeblich auch die vorher so gesichert erscheinenden Mittelschichten betrafen.[24] Gesellschaft wurde Ende des 20. Jahrhunderts als zunehmend ungleich und damit als zunehmend gefährdet beschrieben. Dass die Beschreibung der sozialen Ordnung in den Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert immer mit der Frage nach sozialer Sicherung einherging, gilt für die Analyse sozialer Prekarität am Ende des 20. Jahrhunderts ganz besonders. Der Versuch zu verstehen, welche soziale Ordnung das postfordistische, postindustrielle Zeitalter tatsächlich mit sich bringen würde, war kaum zu trennen von der Warnung vor neuen Formen sozialer Ungleichheit. Dabei ging (und geht) es den Analytikern der neuen Ungleichheit vor allem um die Frage, inwieweit der Wohlfahrtsstaat die Risiken abfedern kann, die mit der veränderten wirtschaftlichen Struktur einhergehen.

Darstellungen des Sozialen

Auf welche Weise eine Gesellschaft geordnet, gedacht und beschrieben wird, ist nicht zu denken ohne das Repertoire an Bildern und Begriffen, die ihr zur Beschreibung ihrer selbst zur Verfügung stehen. Die Beiträge dieses Bandes rücken vor allem die Frage in den Blickpunkt, welche

24 Serge Paugam, *Die elementaren Formen der Armut* (Hamburg: Hamburger Edition, 2008), S. 216–269. Zur veränderten Struktur des Wohlfahrtstaates siehe auch Hartmut Kaelble, *Kalter Krieg und Wohlfahrtsstaat. Europa 1945–1989* (München: Beck, 2011), S. 177–268. Speziell zu den britischen und westdeutschen Armutsdebatten siehe Winfried Süß, »Armut im Wohlfahrtsstaat«, in: *Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschland und Großbritannien im Vergleich*, hrsg. von Hans-Günter Hockerts & Winfried Süß (München: Oldenbourg, 2011), S. 19–41. Zum Kontext des tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandels in den 1970er Jahren allgemein siehe Konrad H. Jarausch (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008); Anselm Doering-Manteuffel & Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008); Thomas Raithel, Andreas Rödder & Andreas Wirsching (Hrsg.), *Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren* (München: Oldenbourg, 2009).

© Campus Verlag GmbH

Semantiken und Visualisierungen in Volkszählungen und wissenschaftlichen Studien zur Erfassung sozialer Differenz eingesetzt wurden, auf welchen Vorannahmen diese Beschreibungsweisen basierten und welche Ordnungsvorstellungen und Handlungen sie ihrerseits ausrichteten. Mit Bildern und Vergegenständlichungen unterschiedlicher Art wird wissenschaftlich generiertes Wissen – wie beim eingangs beschriebenen Photo der Bevölkerung von Poolesville – in »Fleisch und Blut verwandelt« und in Erzählungen über das Soziale eingefügt; seien das nun mediale, wissenschaftliche oder politische Erzählungen. Die Sozialwissenschaft hat sich seit dem 19. Jahrhundert insofern verbildlicht, als sie graphische Darstellungsformen entwickelt hat, die ihr den Auftritt in den Massenmedien erlauben, sowie in einer ganz eigenen Mathematisierung, die etwa in der statistischen Tabelle den komplexen Zusammenhang einer Gesellschaft als zweidimensionale Matrix darzustellen erlaubte.[25] Es macht ein Stück weit wohl den Erfolg der statistischen Methode aus, die heute weithin als die paradigmatische Form von Sozialwissenschaft wahrgenommen wird (obwohl sie das keineswegs ist): dass sie ohne weiteres Darstellbarkeit und damit Vorstellbarkeit möglich macht. Sozialwissenschaftlichen Begriffen wie »System« oder »Klasse« ist das nicht beschieden. Sie können zwar in den alltäglichen Sprachschatz eingehen; aber die allgemeine Verständlichkeit, klare Grenzziehung und also Eindeutigkeit, die einer Zahlenmatrix oder graphischen Darstellung eignen, können sie nicht transportieren.

Dass sich statistische Angaben zur Lage der Bevölkerung in einer einzelnen Graphik, in Tabellen, Torten- oder Balkendiagrammen unterbringen lassen, hat deren Gebrauchswert gerade für die Medien erhöht. Die Massenmedien trugen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zum Aufstieg der empirischen Sozialforschung dadurch bei, dass sie über deren Ergebnisse berichteten und zudem selber Studien in Auftrag gaben.[26] Den Regeln der Aufmerksamkeitsökonomie, denen die bildlastigen Massenmedien gehorchen, kam und kommt die in wenigen Zahlen,

25 Alain Desrosières, *Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise* (Berlin: Springer, 2005); sowie Felix Keller, *Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen* (Konstanz: UVK, 2001).

26 Christiane Reinecke & Malte Zierenberg, »Vermessungen der Mediengesellschaft im 20. Jahrhundert. Eine Einleitung«, in: *Comparativ* 21 (2011) 4, S. 7–12.

© Campus Verlag GmbH

Zahlenbildern oder Visiotypen kondensierte Darstellung entgegen.[27] Die neuen Formen sorgten nicht nur für eine leichtere mediale Darstellbarkeit, sondern erzogen ihrerseits die Leser und Zuschauer zu neuen Modi des Verstehens von Gesellschaft: Eine Statistik oder ein Diagramm musste man »lesen« können, und für diesen Lese- und Lernprozess waren die Medien unverzichtbar. Der Gestus der objektiven Beobachtung, den die Sozialwissenschaften gerade mit ihren mathematisierten Methoden erfolgreich reklamierten, kam der medialen Verarbeitung entgegen, im Verlauf derer »Gesellschaft« zur Nachricht wurde; zu einer Nachricht überdies, die man mit Hilfe von graphischen Darstellungsformen dramatisieren konnte. Graphiken und Statistiken wurden zu Brücken zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft.

Welche Funktion Bilder als Mittel und Ausdruck sozialwissenschaftlicher Arbeit haben, hängt deshalb eng mit dem Verhältnis der Sozialwissenschaftler zur nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit und damit ihrem disziplinären Selbstverständnis zusammen. Das verdeutlichen die Beiträge von Felix Keller und Markus Gräser, die sich anhand von Beispielen aus der frühen US-amerikanischen Sozialreform und Soziologie mit den Implikationen auseinandersetzen, die visuelle Darstellungen für die Positionierung gegenüber Politik und Öffentlichkeit (bei Gräser) sowie für die eigenen disziplinären Analyselogiken (bei Keller) hatten. Bilder dienten, wie Felix Keller beobachtet, in der Soziologie in erster Linie der Kommunikation mit einem nicht-wissenschaftlichen Publikum. Für Publikationen, die auf das Wissenschaftssystem selbst zielten, stellt er dagegen ein Verschwinden visueller Formen, von Tabellen und Diagrammen einmal abgesehen, seit dem späten 19. Jahrhundert fest. Keller zufolge ging es bei dieser Bildabstinenz vor allem darum, den eigenen Status als Wissenschaft, die das Soziale ordnet und quantifiziert, zu bewahren, und zwar sowohl gegenüber anderen, nicht-wissenschaftlichen (und deshalb bildlastigen) Beschreibungen von Gesellschaft als auch gegenüber der Macht von Bildern selbst, die Ausdruck eines subjektiven Blicks auf die Wirklichkeit sind und dem textlichen soziologischen Diskurs zu

27 Zum Begriff und zur Analyse von Visiotypen siehe Uwe Pörksen, »Logos, Kurven, Visiotype«, in: *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, hrsg. von Ute Gerhard, Jürgen Link & Ernst Schulte-Holtey (Heidelberg: Synchron, 2001), S. 63–76.

© Campus Verlag GmbH

widersprechen drohen. Indem sie Bilder verbannt, die selbst für ein Stück Wirklichkeit oder eine eigene Sicht auf die Wirklichkeit stehen, sucht die Soziologie ihre Position als privilegierte Beobachterin zu stärken, die von außen auf das Soziale blickt und dieses Soziale formalisiert. Dazu passt, dass, wie Marcus Gräser zeigt, die aktivistischen Sozialreformer in den USA um 1900 gerade deshalb so bildfreudig waren, weil es ihnen eben um die Beeinflussung der öffentlichen Meinung ging. Die Bildabstinenz der deutschen Sozialreform in dieser Zeit kann man dagegen als ein Indiz für ihre größere Distanz zur bürgerlichen Öffentlichkeit deuten.

In welcher Form Sozialwissenschaftler ihre Daten und Thesen darstellen, beeinflusst, wie ihre Ergebnisse in Politik und Medien wahrgenommen und weitergereicht werden, und es wirkt sich auf die wissenschaftliche Praxis aus. Wie wenig sich die Form, in der Wissen in den Sozialwissenschaften präsentiert wird, vom Inhalt trennen lässt, wird bei Eva Barlösius besonders deutlich. Ob Zwiebel, Haus oder summarische Darstellung im Koordinatensystem: die Sozialstrukturbilder, die sie analysiert, dienen vor allem dazu, ein Bild der Gesellschaft und ihres Aufbaus für den nicht-wissenschaftlichen Betrachter zu zeichnen. Doch sind die Darstellungen der US-amerikanischen und der westdeutschen Sozialstruktur nicht einfach Abbildungen, sondern sie sind eigenständige Repräsentationen, die von unterschiedlichen Konzeptionen des Sozialen zeugen: von einer stärker klassen- und schichtbasierten, integrierten Vorstellung im deutschen, und einer auf individualisierten sozialen Positionierungen basierenden Vorstellung im amerikanischen Fall. Die visuellen Repräsentationen sind mehr als simple Illustrationen; vielmehr müssen sie als eigenständige und auf eigene Weise wirkmächtige Aussagen über die soziale Ordnung verstanden werden.

Das Soziale herstellen

Mitunter brächten die Wissenschaften Gruppierungen hervor, die vorher in einem gewissen Sinne nicht existiert hätten, schrieb der Wissenschaftsphilosoph Ian Hacking 2006. Schließlich gingen viele aktiv mit ihrer Zuordnung zu bestimmten Gruppen und damit mit Bündeln von Zu-

© Campus Verlag GmbH

schreibungen um, indem sie ihr Verhalten daran gegebenenfalls anpassten oder sich davon distanzierten, letztlich also nicht mehr die gleiche Art Mensch seien wie zuvor – was wiederum Einfluss auf die wissenschaftliche Kategorisierung habe.[28] Dass sozialwissenschaftliche Klassifikationen nicht einfach ein vorhandenes Soziales abbilden, sondern dazu beitragen, es hervorzubringen, gehört zu den grundlegenden Annahmen des vorliegenden Bandes. Damit befindet er sich im Einklang mit einer Reihe von neueren Forschungen, die stärker auf Praktiken und Produktionsbedingungen ausgerichtet sind und dabei die formative Funktion der Sozialwissenschaft betonen. In ihrer Studie zum Aufstieg der Umfrageforschung in den USA verbindet so Sarah E. Igo die Verbreitung der wissenschaftlichen Technik »repräsentative Umfrage« mit dem Narrativ einer über sich selbst, über die eigene Zusammensetzung und die gängigen Einstellungen informierten Gesellschaft. Gegenüber einem zuvor dominierenden soziologischen Interesse am Randständigen und Außergewöhnlichen zeichnet sie eine neue Orientierung an Normalität und Durchschnitt nach, zu denen sich der oder die einzelne in Bezug setzen konnte und sollte, wobei mit dem Aufstieg von statistischen Mehrheiten eine veränderte Repräsentation der amerikanischen Nation einherging.[29] Mit einer ganz parallelen Fragestellung beleuchtet Mike Savage die Auswirkungen sozialwissenschaftlicher Expertise auf die britische Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre.[30] Der Prozess eines »remaking of social class identities« in Großbritannien nach dem Zweiten Weltkrieg erscheint in dieser Perspektive als eng mit den spezifischen sozialwissenschaftlichen Techniken und den ihnen jeweils inhärenten Logiken verknüpft, verdankte aber seinen Erfolg auch den vorgängigen und den Menschen bereits bekannten Identitätsleistungen, die Klassenzugehörigkeit verbürgten.

Dass Veränderungen in den konkreten sozialwissenschaftlichen Praktiken neue soziale Tatsachen schaffen, zeigt Johanna Brumberg in ihrem Beitrag zum US Census von 1950. Anhand des von Statistikern wie Medien gleichermaßen ausgerufenen Babybooms beschreibt sie, wie die

28 Ian Hacking, »Making up People«, in: *London Review of Books* 28(2006) 16, S. 23–26. Siehe dazu auch Ian Hacking, *The Social Construction of What?* (Cambridge: Harvard University Press, 1999).

29 Igo, *Averaged American*, a. a. O. (Anm. 22) S. 2f.

30 Mike Savage, *Identities and Social Change in Britain since 1940. The Politics of Method* (Oxford: Oxford University Press, 2010).

© Campus Verlag GmbH

Vorannahmen und politischen Ambitionen sozialwissenschaftlicher Experten eine veränderte Erfassungsweise und besondere Fokussierung auf die Geburtenrate der *white middle class* mit sich brachten, die auf diese Weise als neue »wissenschaftliche Tatsache« Aufmerksamkeit generierte. Reet Tamme verdeutlicht, wie mit der *Race Relations*-Forschung ein neu etablierter Forschungszweig, der sich selbst wiederum stark an den USA orientierte, einen erfahrenen sozialen Wandel auf Begriffe brachte und damit zur Etablierung neuer politischer Konzepte beitrug. Und Nicole Kramer untersucht, wie ein soziales Problem – das des Alterns der modernen Gesellschaften – sich im Entstehen eines neuen Forschungszweigs, der Gerontologie, zeigte, die in ihren Forschungen die Konstruktion dieses Problems maßgeblich beeinflusste. In vielen Beiträgen scheint dieses Muster auf, dass die Identifizierung einer neuen sozialen Tatsache, die fast immer als ein »Problem« konzeptualisiert wird, sich in einem sozialwissenschaftlichen Ausdifferenzierungsprozess erweist und so neue Spezialisten hervorbringt. Diese Spezialisten wiederum dokumentieren ihre Bedeutung, indem sie eben diese Tatsache als gesellschaftsrelevantes Problem beschreiben und unter Umständen Lösungswege aufzeigen.

Man wird, wenn man auf den konstruktiven Charakter sozialwissenschaftlicher Beobachtung und Beschreibung verweist, sich immer mit der Frage auseinandersetzen müssen, inwieweit solche Thesen nicht auch ein Marketing in eigener Sache seien. Denn schließlich deuten Sozialwissenschaftler, die so argumentieren, vor allem auf den Erfolg des eigenen Fachs: Wir sind wichtig, also hört auf uns! Weltdeuter – und Sozialwissenschaftler gehören dazu, spätestens seit Niklas Luhmann die Soziologie als die neue Königin der Wissenschaft reklamiert hat – neigen zur Überschätzung der eigenen Position. Deshalb ist es den Beiträgen dieses Bandes wichtig, auf eine spezifische Verbindung zu verweisen, ohne die vermutlich die Sozialwissenschaft heute in einer ausgesprochenen Randlage wäre: Die mediale Verbreitung ihrer Botschaft hat der Sozialwissenschaft zu ungeahntem Ruhm verholfen. Wenn Kinsey den Amerikanern den Sex erklärte, wenn Theodor W. Adorno im Radio dunkle Vorträge über den Sinn der Moderne hielt, dann war der selbe Mechanismus am Werk wie beim Erfolg des *Focus*, den Fachleute vor allem dem innovativen Gebrauch der Infographik zugute halten, oder bei den blitzschnellen, graphikunterlegten Erklärungen Jörg Schönenborns im Fernsehen am Wahlabend, die

© Campus Verlag GmbH

einem die kontingente, weil von Millionen individueller Menschen mit ihrem je eigenen Kopf getroffene Wahl als eine sinnhafte und in ihren Einzelelementen völlig logische Entscheidung eines Kollektivs erklären. Wir haben es immer mit Darstellungen zu tun, die selegieren und dadurch Komplexität reduzieren, die vor allem aber Geschichten über »die Gesellschaft« liefern, die, indem sie über alle sprechen, immer auch über dich und mich sprechen. Umgekehrt bedürfen aber nicht nur die Sozialwissenschaften der Medien, um Gesellschaft zu konstruieren; sie selber sind in hohem Maß zu einer Ressource für mediale Aufmerksamkeitsregimes und Thematisierungsstrategien geworden. Wenn Massenmedien ein neues Problem als wirklich drängend markieren wollen, verweisen sie mit Vorliebe auf wissenschaftliche Untersuchungen, die den Gegenstand als ein »Problem« beschreiben und damit sagen: es besteht Handlungsbedarf. Wenn politische Akteure dies aufnehmen und sich an die Problemlösung machen, erweist sich damit die Wichtigkeit der Sozialwissenschaft.

Die Frage nach der Herstellung der Wirklichkeit durch sozialwissenschaftliche Beschreibung wirft die Frage nach dem Verhältnis zur Politik auf. Hier zeigen die Beiträge, dass von einem einfachen Verhältnis (etwa: die Sozialwissenschaft beeinflusse die Politik, oder: die Politik bediene sich der Sozialwissenschaft für ihre Zwecke) ebenso wenig die Rede sein kann wie von einer einheitlichen Kultur. Im Gegenteil, die Traditionen im Politikverständnis und der Wissenschaftskultur brachten sehr unterschiedliche Beziehungen zustande. Markus Gräsers Gegenüberstellung von früher Soziologie und Sozialreform in den USA einerseits und Deutschland andererseits zeigt die Unterschiede zwischen einem eher aktivistischen (USA) und einem stärker distanzierten Verhältnis (Deutschland) von bürgerlicher Sozialreform und universitärer Soziologie zu Öffentlichkeit und Politik. Ausgehend von der Frage, wie das Konzept der »Sozialwissenschaften« im frühen 20. Jahrhundert im deutschen und amerikanischen Kontext eingesetzt wurde, diskutiert auch Roberto Sala, wie Wissenschaft jeweils mehr oder weniger der Politik zugewandt war. Er argumentiert allerdings, dass in gewisser Weise gerade der Versuch, sich als wissenschaftliche Disziplin betont von der Politik abzugrenzen, es den deutschen Sozialwissenschaftlern im frühen 20. Jahrhundert erlaubte, Autorität in politischen Fragen zu beanspruchen.

© Campus Verlag GmbH

Wie sich sozialwissenschaftliche Wissensproduktion und politische Entscheidungsfindung zueinander verhielten, folgte nicht allein national spezifischen Entwicklungspfaden, sondern divergierte auch je nach Wissens- und Politikfeld und historischem Kontext. So macht Cornelius Torp deutlich, dass es im Großbritannien der Zwischenkriegszeit zunächst gerade nicht Sozialwissenschaftler, sondern politische Akteure und Verbände waren, die Altersarmut als soziales Problem definierten, während die Sozialforschung bis weit in die 1950er Jahre dazu tendierte, der sozialen Notlage älterer Menschen entweder keine Aufmerksamkeit zu schenken oder sie zu entdramatisieren. Die von Thomas Mergel beschriebenen DDR-Soziologen hatten dagegen hauptsächlich damit zu tun, sprachliche Camouflagen zu finden, um die Forderung der DDR-Obrigkeit nach politischer Passförmigkeit mit ihrem eigenen Interesse an theoretisch und empirisch sauberen Kategorien abzugleichen. Gleichzeitig aber verstanden auch diejenigen Soziologen, die politisch unerwünschte Beschreibungen der Gesellschaft lieferten, ihre Arbeit als Beitrag zur Entwicklung des Sozialismus, indem sie dessen Problembewusstsein zu erhöhen beanspruchten. Das Beispiel der westdeutschen Stadtsoziologie wiederum, mit dem sich Christiane Reinecke in ihrem Beitrag befasst, macht die ambivalente Rolle der Experten in der verwickelten Geschichte des »Endes der Zuversicht« deutlich: Gerade die im Zuge der Planungseuphorie der späten 1960er Jahre installierten sozialwissenschaftlichen Experten beschrieben einen Problemzusammenhang – die »Verslumung« von Stadtvierteln – , der sich umgehend zu einem Überforderungsdiskurs für die Politik auswuchs und nun die Grenzen der Gestaltbarkeit durch Politik kenntlich machte. Eine solche Entwicklung entspricht der Tendenz zu einer Entkoppelung von Expertenwissen und Fortschrittsversprechen in den 1970er Jahren, auf die Ariane Leendertz in ihrem Beitrag hinweist. Demnach wandelte sich mit der Abkehr vom »Paradigma der Planbarkeit« die Rolle von Experten. Indem der Einfluss der Medien auf die Politik wuchs und indem das politische Geschäft insgesamt eine stete Beschleunigung erfuhr, wuchs laut Leendertz die Nachfrage nach wissenschaftlicher Expertise. Sie sollte die politischen Entscheidungen, die in immer kürzeren Zeitabständen erforderlich waren, öffentlich legitimieren.

© Campus Verlag GmbH

Mit Blick auf die Bezüge zwischen beschreibender Sozialwissenschaft, beschriebener Gesellschaft und medialer Öffentlichkeit führt der Sammelband soziologische und historische Perspektiven zusammen. In den letzten Jahren haben sich Soziologinnen und Soziologen vermehrt mit der Historisierung des eigenen Fachs und der Situiertheit soziologischen Wissens befasst, während sich Historikerinnen und Historiker vermehrt der Frage zugewandt haben, wie bedeutsam sozialwissenschaftliches Wissen für die Organisation moderner Gesellschaften war. Doch gibt es bis dato kaum Berührungspunkte zwischen diesen beiden Forschungssträngen.[31] Ebenso unterentwickelt ist eine transnationale Perspektive auf Sozialpolitik und -wissenschaft. Die historische Forschung hat sich erst in jüngster Zeit den internationalen Dimensionen und den Querverbindungen zwischen der Entwicklung der Sozialwissenschaften in unterschiedlichen Ländern zugewandt. Doch wird die zeitgenössische Auseinandersetzung mit sozialen Fragen oft erst dann wirklich verständlich, wenn die Verflechtungen und Transfers zwischen nationalen Kontexten einbezogen werden. Das wird am Beispiel von Großbritannien, den USA und Deutschland, um die es in diesem Band vorrangig geht, besonders deutlich. Westeuropäische und US-amerikanische Gesellschaften beobachteten sich gegenseitig intensiv, obwohl diese gegenseitige Wahrnehmung nicht immer symmetrisch verlief. Aber auch die DDR-Soziologen haben, wie Thomas Mergel bemerkt, die westeuropäische und amerikanische Forschungslandschaft genau wahrgenommen, und ihr Problem lag darin, deren Kategorien einer Soziologie zu implementieren, die sich eigentlich als Kritik der »bürgerlichen Soziologie« verstand.

Von einer Internationalisierung der sozialwissenschaftlichen Forschung in diesen Ländern kann in zweierlei Hinsicht gesprochen werden: im Hinblick auf die wissenschaftlichen Infrastrukturen und im Hinblick auf die Inhalte der sozialwissenschaftlichen Forschung. Wissenschaftshistoriker interessieren sich zunehmend dafür, wer (natur- und sozialwissenschaftliche) Forschung finanzierte und inwiefern sich die Art der Förderung auf die Forschungsinhalte und -methoden auswirkte.

31 Vgl. aber jetzt z.B. Benjamin Ziemann, »Sozialgeschichte und Empirische Sozialforschung. Überlegungen zum Kontext und zum Ende einer Romanze«, in: *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*, hrsg. von Pascal Maeder, Barbara Lüthi & Thomas Mergel (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012), S. 131–149.

© Campus Verlag GmbH

Vor allem US-amerikanische Förderpolitiken sind in den Blickpunkt dieser Untersuchungen gerückt. Philanthropische Stiftungen wie die US-amerikanische *Rockefeller Foundation* nahmen demnach großen Einfluss auf die Entwicklung der Sozialwissenschaften seit der Zwischenkriegszeit und namentlich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs – und zwar auf beiden Seiten des Atlantiks.[32] Auch haben die vielen Studien, die sich mit Wissenschaft im Kalten Krieg befassen, gezeigt, dass sich die Steuerung der Forschung durch US-Behörden und Stiftungen nicht nur auf die amerikanischen Natur- und Sozialwissenschaften auswirkte, sondern dass jene weit über die Grenzen der USA hinaus Einfluss auf die wissenschaftliche Forschung nahmen.[33] Die Politik des Kalten Kriegs und der Kalte Krieg als kulturelles Phänomen beeinflussten maßgeblich die Organisation und Inhalte wissenschaftlichen Forschens, und zwar in den USA ebenso wie in anderen Regionen, namentlich Westeuropa.

Die transnationale Auseinandersetzung mit sozialer Differenz im 20. Jahrhundert basierte auf der zunehmenden Vernetzung der Sozialwissenschaftler über nationale Grenzen hinweg. Namentlich die US-amerikanische Soziologie stellte im voranschreitenden 20. Jahrhundert für die westeuropäische Forschung eine wichtige Orientierung dar. Der Horizont, innerhalb dessen Sozialwissenschaftler soziale Problemlagen und also politischen Handlungsbedarf ausmachten, erweiterte sich damit substanziell. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts war der Bezugspunkt für die Beschreibung sozialer Ungleichheit nicht mehr allein der Nationalstaat, sondern zunehmend die »europäische« oder »globa-

32 Zu den wechselseitigen Beziehungen zwischen US-amerikanischer Soziologie, der Forschungsförderung durch Stiftungen und der deutschen Sozialwissenschaft zwischen den 1920er und 1950er Jahren siehe: Christian Fleck, *Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007)

33 Vgl. den Überblick über die diesbezügliche Forschung bei: Corinna R. Unger, »Cold War Science: Wissenschaft, Politik und Ideologie im Kalten Krieg«, in: *Neue Politische Literatur* 51 (2006), S. 49–68. Besonders eindrücklich hat Tim B. Müller den Einfluss derartiger Kalter Kriegs-Konstellationen (und zumal den Einfluss der *Rockefeller Foundation*) auf intellektuelle Debatten herausgearbeitet: Tim B. Müller, *Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg* (Hamburg: Hamburger Edition, 2010). Zum Einfluss US-amerikanischer Stiftungen in Westeuropa siehe auch Helke Rausch, »Verordnetes Wissen? Amerikanische Forschungsförderung in Deutschland und Frankreich nach 1945 als Moment einer transatlantisch vergleichenden Wissen(schaft)sgeschichte«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 49 (2009), S. 185–214.

© Campus Verlag GmbH

le« Dimension. Die internationale Nivellierung von *policies*, gerade im Bereich der Wohlfahrtsstaatspolitik, kann man mit der Nivellierung sozialwissenschaftlicher Analyseansätze in Zusammenhang bringen.[34] Nicole Kramer führt für diese Entwicklung mit der Internationalisierung der gerontologischen Forschung und der Definition von Alterung als einem globalen Problem einprägsame Beispiele an.

Auf welche Weise Gesellschaft in Westeuropa und den USA im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert geordnet wurde, hing jeweils mit der Produktion von Wissen über soziale Differenz in *anderen* Gesellschaften zusammen. Das Inventar an Begriffen, mit denen soziale Differenz in Westeuropa und Nordamerika beschrieben wurde, war auch Ergebnis eines globalisierten Transfers von Deutungsressourcen. Damit gewannen Kategorien und Deutungen an Einfluss, die ursprünglich an spezifischen lokalen Settings entwickelt wurden und der Beobachtung spezifischer Gesellschaftsstrukturen entsprangen, die sich aber im Zuge transnationaler Wissenstransfers in den Sozialwissenschaften dann auch in anderen nationalen Kontexten etablierten und so eine gewisse Universalisierung erfuhren. Das Konzept der *race relations* oder das der Segregation sind dafür gute Beispiele. Welche Auswirkungen eine solche Übertragung von Deutungsressourcen im Zuge einer Europäisierung oder gar Globalisierung der sozialwissenschaftlichen Forschung jeweils hatte, dieser Frage muss in der historischen Forschung noch ausführlicher nachgegangen werden. In jedem Fall trug sie dazu bei, dass die Beschreibung sozialer Differenz sich in Westeuropa und den USA im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert dahingehend annäherte, als das Inventar an Begrifflichkeiten sich anglich. Die Verbreitung von *gender* als einer analytischen Kategorie ist dafür ein eindrückliches Beispiel.[35] Auch wurden zahlreiche soziale Probleme zu Phänomenen von globaler Dimension. Dass Über-

34 Vgl. Raimund Hasse, »Die Neuausrichtung der Wohlfahrtspolitik: Transnational abgestimmt und organisatorisch vermittelt «. Vortrag, präsentiert in der Sektion Sozialpolitik im Rahmen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Universität Leipzig, 2002. URL: http://www.unilu.ch/files/Die-Neuausrichtung-der-Wohlfahrtspolitik-Hasse-2003.pdf (24.06.2012).

35 Siehe dazu (aus US-amerikanischer Perspektive) Alice Kessler-Harris, »A Rich and Adventurous Journey: The Transnational Journey of Gender History in the United States«, in: *Journal of Women's History* 19 (2007) 1, S. 153–159, v.a. S. 155f.. Siehe zu dieser Tendenz auch, anhand der Verbreitung des Begriffs der *underclass*: Helmuth Berking, »Local Frames and Global Images – Nation State and New Urban Underclass:

© Campus Verlag GmbH